

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der „Judenjunge“.

Von Paul Georg Münch.

Mit Jungen und Mädels aller Klassen und möglichst vieler Nationen hat der Verfasser diesen Sommer einen Monat auf der Insel Sylt eine Lebensgemeinschaft gebildet. Er hat so die Schulgemeinde in der Praxis erprobt und Kinder vieler Völker zueinander gebracht. Wie's dabei gehalten werde, mag dies Beispiel erweisen, das wir Münchs Bericht: „Mit Jungvolk aller Länder auf Sylt“ (Wertsche Buchhandlung, Leipzig) entnehmen.

Die Worte über Duldsamkeit, die ich bei unserer Rathenau-Feier gesprochen hatte, waren zum guten Teile längst verpufft. Ein Narr aus der Kaiserzeit wäre es, der nicht einfähe: Das ist das wohlverdiente Schicksal aller Festreden!

Erläute meiner Jungen sprachen wieder über unseren Saul in der üblichen schnoddrigen Weise und hängten ihm alberne Namen an. Eines Tages fand ich ihn niedergeschlagen, weinerlich. Er schüttete mir sein Herz aus: wieder hatte ihm einer mit dummdreister Rede wehgetan.

Ich sprach mit meinen Hamburgern über Saul. Alfred Jehmlich, dieser bedachtigste Junge von vierzehn Jahren, sagte, ich solle um Saul ohne Sorge sein, er hätte schon selbst mit seinen Hamburger Kameraden darüber nachgedacht, was zu tun sei. Sie wollten nächstens eine kleine Feier veranstalten und auf die Bestimmung der Kameraden einzuwirken suchen. Sie hätten nur das Programm noch nicht fertig.

Ein paar Tage später. Acht Uhr abends. Hamburger Mädels stehen am Gonghäuschen und alarmieren das Lager. Was gibl's? Einen Sonnenuntergang gibl's zu sehen! Den ersten nach Regentagen.

Wir stampfen durch den Sand die Düne hinauf, die unser Lager gegen den Weststurm schützt, und schauen: Noch blendet der Sonnenball das Auge. Langsam gleitet er ins Meer. Das ist, soweit das Auge reicht, von Gold überfudet. Dann verglimmt die grelle Loh. Purpurne Tinten färben das Meer. Korallenrot wird allgemach zu Bernstein gelb. Jetzt liegt das Meer wie ein Aehrenfeld, und der Wind streicht darüber hin. Langsam und feierlich zieht der Lichtschweif der Sonne nach. Die letzten Lichtstrahlen verzehren sich traumflüchtig wie Feuerwerk.

Nun glüht am Erdenaum nur noch ein schmaler Streifen. Es sieht aus, als sei ein Bronzereif um das Meer gelegt. Dann verglimmen alle Lichtscheine an der Horizontlinie, der letzte Glanz riefelt der Sonne nach ins Abgründige. Und wie wir uns nach Osten umschauen, stehen wir im Banne eines neuen Farbenwunders. Ueber dem Wattenmeer ziehen dicke Bäusche von Wolken. Die halten noch den Glanz der Sonne fest und geben dem Watt von ihrem Farbenschatz, sie färben es blutrot, derweilen im Westen das Meer stahlgrün wogt. Jede Minute wird man von neuen großen Eindrücken gepackt!

Jetzt hält Alfred Jehmlich die rechte Stunde für gekommen. Er bittet, daß wir uns an den Hängen eines Dünenkessels lagern. Er hat ein Mädel mitgebracht, eine junge Künstlerin von siebzehn Jahren, die soll auf ihrer Geige spielen. Das Mädel ist von ihrer schwäbischen Heimat durch Thüringen und durch Böhmland gepilgert und als einsam trollender Wandervogel nach Sylt gekommen. Ein unscheinbares Mädel ist's, tiefgebräunt, von dürftigem, wildgewachsenem Haar. Barfuß, in schlichtestem grauen Wanderkleid steht sie in unserem Kreise und spielt ergreifend eine Sarabande von Händel. Jeder Bogenstrich verrät ein ernstes, tiefbegeistes Menschenkind.

Das Bild wird uns bleiben: Wie der Sturm an ihrem Kleid riß, ihr Haar zaufte, wie der rinnende Sand ihre nackten Füße eingrub. Wir vergaßen Sturm und Kälte, stehen uns von der Geige den Sinn des Daseins deuten und unsere Gedanken auf letzte Dinge richten. Die Geige in der Hand einer Künstlerin redete in allen Sprachen, diese Geige redete in allen Sprachen meiner ausländischen Jungen und Mädchen. Sie redete jedem ins Herz hinein: Sei duldsam ...

Als das Mädel ihr Spiel beendet hatte, trat Alfred Jehmlich wieder in den Kreis.

„Jungens und Deerns! Jetzt hört mal taul! Jetzt könnt' uns Saul Smolinsky vertelln, wie dat to hus bi em utfehn deit! Er könnt' uns etwas aus seinem Leben erzählen!“

Alfred tat, als käme ihm dieser Einfall ganz von ungefähr, Sauls Erzählung aus meinem Leben sollte aber ein klug berechneter Programmpunkt dieser Abendfeier sein.

Saul erzählte in russischer Sprache, und Ewgenij übersehte:

Er hatte bei einem polnischen Volksschullehrer deutscher Nationalität Deutschunterricht gehabt. Vor zwei Jahren hatte die polnische Regierung von diesem Lehrer einen neuen Dienstleid gefordert. Weil dieser Eid mit der Anerkennung politischer Theesen verquickt war, hatte der Lehrer den Eid verweigert. Er war seines Amtes entsetzt worden. Saul war nun auf eine höhere Schule gekommen, wo bisher Deutschunterricht zu den Pflichtfächern gehörte. Obwohl die Entente der polnischen Regierung aufgegeben hatte, die Kultur der Minderheit zu schützen, wurde dieser Schule plötzlich die staatliche Unterstützung entzogen. Saul mußte auf Fortbildung im Deutschen verzichten und sich dem Russischen zuwenden. Er ließ darlegen, wie gern er mit Hilfe der deutschen Sprache sich auch die deutschen Kulturgüter erobert hätte! Wenn er richtig deutsch reden könnte, wäre er heute sicher ein ganz anderer. Die Kameraden könnten sich kaum eine Vorstellung machen, wie weh es täte, wenn man auf einem geistigen Gebiete, nach dem einem der Sinn steht, hungern müßte!

Saul war mit einem Male in ein anderes Licht gerückt. In der Stille, die diesen Worten folgte, fiel wohl in manches Herz ein erstes Samentorn der Duldsamkeit ...

Jetzt geschah etwas, das Alfred Jehmlich nicht in seinem Programm vorgesehen hatte. Unsere Muriel, die den Sinn der Feier sofort begriffen hatte, trat in den Kreis.

„Ich will nur vier Wörter sagen. Meine Mutter liebt gern deutsche Dichter. Die vier Wörter hat sie bei eurem Gerhart Hauptmann gefunden:

Was trennt, ist Irrtum! All right!“

Das waren vier Pfeile mit Widerhaken. Die saßen in den Herzen fest.

Dem nächsten Programmpunkt ging ein Scharmüchel zwischen Saul und seinem Dolmetscher voraus. Alfred Jehmlich hatte Ewgenij dazu bewogen, Sauls Tagebuch an sich zu nehmen und uns daraus vorzulesen — der Zweck sollte hier einmal das Mittel heiligen. Saul wollte das nicht dulden, es gab ein russisches Wortgepökel. Ewgenij schien aber Saul überzeugt zu haben, daß es sich nur um sein Bestes handle, und er schwieg.

Ewgenij übersehte:

„Kann ich denn etwas dafür, daß ich bin Jude...? „Beim Gott meiner Väter: werde ich sein ein minderwertiger Mensch...?“ Er las eine Reihe solcher Randbemerkungen vor, und sie verfehten wohl nicht ihre Wirkung.

Aus Alfred Jehmlichs feierlicher Art war zu schließen, daß jetzt die wichtigste Nummer des Programms folgen sollte.

„Jungens und Deerns! Nu wöllt wi uns noch vertelln laten, wohin der Haß de Wirschen bring'n deit!“

Und jetzt schilderte Nikolos Judenpogrome und die Greuel der armenischen Massenmorde! Wenn irgend etwas über Haß und Duldsamkeit kann nachdenken lehren, dann waren es die Bilder unseres Armeiers von den Massenabschlachtungen unter Abdur Hamid, der aus Armeniens Erbfeinden, den Kurden, Hamidjehregimenter bildete und sie wie Hyänenrudel auf die Armenier losschickte! — Das war ja auch der Grund, weshalb ich mich gerade um einen jungen Armenier bemüht hatte: er sollte uns bei Gelegenheit zeigen, daß blinder Haß in seiner letzten Auswirkung zu grauenhafter Megelei führen muß.

Es war Abend geworden. Auf der Himmelswiese blühten die ersten Sternblumen auf. Der Hörner Leuchtturm warf seine

grelle Blinklichter ins Meilenrund. Löwen flogen zu Nest und schrien mit fragender Betonung.

Walter Linde stimmte unser Leibleid an: „Es dunkelt schon in der Heide, nach Hause laßt uns gehn...“

Ich hatte vermutet, die Jungen und Mädchen würden Saul durch Handschlag ein Gelübde geben. Sie taten es nicht. Der Hamburger neuen Jugend ist alle schöne Geste vor Zuschauern zuwider. Aber die Bürgerschaft, die unseren Saul immerzu mit ihrem Spott verfolgt hatten, gingen auf dem Heimweg hinter Saul her wie Besessene.

Wir schlossen uns immer mehr zu einer Sinnesgemeinschaft zusammen, und nie wieder fiel ein dummes, schnoddriges Schmähwort. Als der „Judenjunge“ von dazumal aus familiären Gründen vorzeitig aus unserer Runde scheiden mußte und alle meine Jungen und Mädchen ihm gute Wünsche mit auf die Fahrt in die Heimat und auf die Reise durchs Leben gaben, buchte ich den ersten, bescheidenen Erfolg meines Unternehmens.

Sarajevo.

Von Hermann Wendel.

Sarajevo ist der Untergang des Morgenlandes. Im Treppenturm des Landesmuseums hängt eine große Photographie von 1878, Jahr des Einrückens der Oesterreicher. Bosna-Saraj, wie es damals nicht nur im Munde der Moslems hieß, war eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, Kasernen und Konats, aber rein türkisch, in den tiefsten Orient gebettet. Reisende aus unseren Breitengraden wagten sich nach Sarajevo wie nach Smyrna, Damaskus oder Esti-Schehr. Europa dämmerte irgendwo weit drüben gen Sonnenuntergang.

Den Franken, den Oesterreichern lag vielleicht gar nichts daran, das Morgenland zurückzudrängen. Sie stützten sich ja, weil es so am kommodesten war, auf die islamische Herrschaft der Begs, häßschelten die Moslems auf Schritt und Tritt, bauten ihnen hier eine Moschee und dort eine Moschee, und das neue pompöse Rathaus von Sarajevo gehört mit seinem strengen maurischen Stil innen und außen geradewegs nach Marokko. Aber die westliche Zivilisation ist fressende Säure; vor ihr löst sich alles Romantische, Mittelalterliche und Orientalische in Nichts auf. Heute geht man durch wohlgepflegte Straßen mit hohen Häusern und geleerten Ladenscheiben und am Kai der Miljacka mit wichtigen Amtsgebäuden entlang wie durch Ugram oder Laibach, wie durch Wien oder Budapest. Nur die verhüllten Frauen wandeln als Gespenster einer verflunkenen Zeit über den europäerhaften Hintergrund dieser Stadt.

Und in ein paar enge Gassen der Tscharschija, des auch immer mehr einschrumpfenden Bazars hat sich der Orient geflüchtet. In schmalen Schragen wachen geruchsam würdige Handelsleute über ihre Warenbestände; halbo lockt und die anderen unsovereidischen Süßigkeiten des Morgenlandes; ein Fesbügler wartet geduldig hinter seinen kupfernen Formen auf zerlumpteste Kopfbedeckungen. Zwei, drei Stände nebeneinander bieten Lederwaren feil, grobe Opanten und zierliche für einen feinen Frauenschuh, geschmückte Taschen und Täschchen und Geldbeutel; alte Hadschis, mit eisgrauem Bart, die ungefüge Brille auf der Nase, ein Buch mit krausen Schriftzeichen vor den Augen, weisen wie Marabus, nehmen, auf dem Boden ihres Geschäfts sitzend, westentrukt die Lehren des Koran in sich auf; andere halten ganz einfach ihren Kef, indem sie sich einem zeitlosen Vorkichhändlern überliefern.

Hinter einem Bisträmer, der mit untergeschlagenen Beinen dahockt, baut sich eine ganze Mauer grüner und brauner, großer und kleiner ovaler Holzschachteln mit Drogen und Arzneien auf, von der niederen Decke baumelt geheimnisvolles Wurzelzeug und Kräuterwerk, und seitab harret an den Wänden eines Glasgefäßes ein halbes Duzend Blutegel der letzten Erfüllung ihres Seins. Ein Kaffeeshant ist nicht umfangreicher als eine größere Seifentiste, enthält eine Bank, einen Tisch, ein Holzkohlenöfchen, und der helle, schwache, doch schwachste Trank, der dir vorgelegt wird, heißt Adschik. Nirgends schnelle Gebärden und heftiges Amen, nirgends Betriebsamkeit und Geschäftigkeit, und überall blüht dich Taufend und eine Nacht aus Rättaugen an.

Auch kommt man in den Vorstädten an verschlossenen, abweisenden Landhäusern mit geschützten Veranden und verborgenen Gärten vorbei und weiß Bescheid. In aller Welt liebt der Moslem bei Schwazendem, Wässerchen, unter singenden Vögeln, vor blühenden Blumen und mit Kaffee und Tabak das beschauliche Auskosten der Tage, die unaufhaltsam, ohne den kleinsten Halt dahinrinnen.

Alle Geräusche des Westens, Auto, Elektrische, Lokomotiven überlappend, ist die Moschee des Gazi Husrefbeg ein heller Ruf zu Allah empor.

Ihr Erbauer, gewaltiger Kriegsheld und Oberherr Bosniens in den Tagen Sulejmans des Brächtigen, hat aus den Dukaten reicher Feldzugsbeute Bosna-Saraj mit Bädern, Klöstern, Handelshäusern, Haus und Herbergen verschwenderisch ausgestattet, aber kein schöneres Denkmal kündigt seit vierhundert Jahren seinen Namen als diese Dschamija. Vier Marmor Säulen tragen ihren artadenähnlichen Vorbau; da klebt über vergittertem Fenster ein Schwalbennest, eine Kanzel für den Muezzin, der täglich um die Zeit des Nachmittags- und Abendsgebets den Gläubigen Gottes Wort einprägt.

Aber erst von weitem gesehen, entfaltet die Begova Dschamija, Kuppeln und Minarets über elendes Dächerzeug hebend, ihre puchtigen und doch anmutigen Reize; man begreift sie als Wahrzeichen

Sarajevos; ja, sie ist, was die Hagia Sophia für Konstantinopel, was der Stephansdom für Wien, was das Münster für Straßburg bedeutet. Und welch ein Schwarm von geistlichen und weltlichen Bediensteten hängt an ihr, alle aus dem Baksuf, dem Kirchenvermögen, schlecht und recht gespeist!

Alle Moslems, an die sechshunderttausend in Bosnien und Herzegovina, sind nach Stamm und Sprache leibliche Brüder der christlichen Bevölkerung: Der Serbe ein orthodoxer, der Kroate ein katholischer, der Moslem ein islamischer Südslawe, alle drei ein Volk, eine untrennbare Gemeinschaft. Nur Glaube und historische Tradition errichten Scheidewände: Hie Byzanz! Hie Rom! Hie Mekka! Hinter dem religiösen Gegensatz zwischen Moslems und Christen springt auch ein sozialer Widerstreit auf. Die Grundherren, die Begs und Agas, glauben an den Propheten, die Grundholden, die Ameten, sind Christi Lehre zugetan. Und wenn die Begs mit Kind und Regel noch nicht ein Zehntel aller Moslems ausmachen, die Religion bildet eine feste Klammer um alle, denen der Ruf des Muezzin vom Minaret gilt; reiche Herren und arme Teufel, alle sind leicht unter einen Fes zu bringen.

Durch die religiöse Hülle ist das nationale Bewußtsein noch nicht durchgebrochen; Glaubensbindung war auch für den mittel- und westeuropäischen Menschen des siebzehnten, noch des achtzehnten Jahrhunderts stärker als alles andere; erst dann leuchtete auch bei uns nationales Gefühl auf. Frage hier den Moslem in Stadt und Land: Was bist du? Die Antwort zögert nicht: Ich bin Türke! Damit legt er religiöses, nicht nationales Bekenntnis ab; Türkisch, du lieber Himmel versteht außer der Handvoll Geistlicher niemand. Frage weiter: Welche Sprache sprichst du?, und du vernimmst: Bosnanski!

Von hundert Moslems wissen auch gerade sechs zu lesen und zu schreiben, aber die islamische Bildungsschicht ist sich über die nationalen Zusammenhänge im klaren. Ihrer viele nennen sich, nach der Zugehörigkeit befragt, Kroaten, andere Serben. Aber ihre politische Partei heißt nicht Kroatische, nicht Serbische, sondern Südslawische Muselmanische Organisation; die Massen der Moslems werden, wenn sie, in eine notwendige Entwicklung hineingerissen, eines Tages doch zum Nationalgefühl erwachen, ohne serbischen oder kroatischen Umweg sofort zur höheren Einheit beider, zum Südslawentum, durchstoßen.

Hermann Wendels Liebe gehört seit langem den Südslawen. Mit Band und Leuten, mit ihrer Sprache, Literatur und Geschichte innig vertraut, will er dem Bestehen dieses so oft mißverstandenen Volkes dienen. Dazu sollen auch die beiden Sammlungen seiner südslawischen Reiseindrücke dienen, die er jetzt unter dem Titel „A r e u s u n d D u e r d u r c h d e n i s l a m i s c h e n S l a w e n l a n d“ (Frankfurter Societätsbruderdet, Frankfurt a. M.) und durch slowenische Reiselege erweitert. Wendels persönliche, Leben sprühende Art hebt sein Buch weit über die üblichen Reisebeschreibungen.

Ein Psalm der Arbeit.

Ich habe der Menschheit Jahrhunderte hindurch gedient, ich habe Zeitalter hindurch die Bürden der Welt getragen.

Ich habe die Erde durchackert und habe reicheres Wachstum aus ihr hervorgebracht.

Ich habe die Wüste blühen gemacht und die Wüsten zum Garten gewandelt.

Ich habe das Korn in die Speicher getragen, ich habe die Frucht eingesammelt.

Ich habe die Welt ernährt, ich habe alle Menschen mit Nahrung versorgt.

Ich habe wilde Tiere gezähmt und sie zu Dienern des Menschen gemacht.

Ich habe den Faden zum Stoff gewoben, ich habe die Kleider geschaffen. Ich habe die Menschen bekleidet.

Ich habe Berge abgetragen und den Fels zur menschlichen Wohnung gemacht.

Ich habe die Riesen des Forstes umgehauen und habe sie dem Menschen Annehmlichkeit schaffen lassen und Schutz.

Ich bin in die Eingeweide der Erde hinabgestiegen und habe sie gezwungen, ihren Schatz herauszugeben.

Ich habe im blendenden Glanz des Schmelzofens mein Werk getan, ungeschreckt vom Geziß des Dampfes und vom Beklirr des Stahls.

Ich habe die Nationen reich gemacht. Ich habe den Wohlstand der Nationen geschaffen.

Aber meine Augen sind dabei blind geworden und meine Hände sind gebunden worden. Ich sah nicht, daß der Wohlstand, den ich schuf, mein war, noch daß die guten Dinge des Lebens mir gehörten.

Aber nun fallen mir die Schuppen vor den Augen und ich beginne zu sehen.

Ich will in meiner Kraft auferstehen. Ich will meine Ketten zerbrechen.

Ich will mir nehmen, was mein ist. Ich will von meinem Eigentum Besitz ergreifen.

Ich will allen Menschen Wohlergehen und Fülle bringen. Ich will allen Frieden und Freude bringen.

Denn ich bin größer als die Habsucht. Ich bin mächtiger als Mammon.

Ich bin die Arbeit.

Unterwegs.

Von Max Dortu.

Unterwegs —

Ein Wort: das dem Sehhaften das Herz höher schlagen läßt.

Unterwegs —

Heißt das nicht Wandern! Reisen! Abwechslung! Erlösung vom täglichen Einerlei! Heißt „Unterwegs“ nicht: Herausgerissen sein aus dem Joch der harten Pflichten?!

Gewiß! Das läßt sich beim Worte „Unterwegs“ erfüllen.

Jedoch immer nur vom sehhaften Menschen.

Für uns aber: für die weltberesenden Pflasterer, bedeutet das Wort „Unterwegs“ nichts Angenehmes —

Unterwegs sein ist für den Pflasterer etwas Unfreundliches.

Das „Unterwegs“ ist nur dann schön: wenn es kurz begrenzt ist.

Dehnt sich das Unterwegs-sein auf viele Wochen, auf Monate und Halbjahre aus —

Dann ist es etwas Unangenehmes, etwas Häßliches, etwas: an das man nicht gerne denkt.

Jeder Mensch liebt seine Heimat.

Wo ist die Heimat des einzelnen Menschen? Dort — wo die Familie wohnt.

Solange wir jung waren, sind wir wohl ganz gerne da draußen in der Welt herumgeflogen.

Und wir sind weit über Land gekommen. Vor dem Kriege zog der heßliche Pflasterer bis nach Amsterdam, Brüssel und London; bis nach Kopenhagen, Zürich und Wien.

Hat man sich aber die Wanderhörner abgestoßen, dann sehnt man sich nach einer eigenen Heimatstätte.

Man heiratet, zeugt Kinder — und findet alle seine Interessen im engeren Bezirke der Heimat.

Und die Heimat der weltberesenden Pflasterer ist schön!

Wir lieben unser Hessenland. Das Land des schwarzblauen Basalt.

Die Sonne scheint uns daheim schöner zu sein als sonstwo.

Hell singen unsere duffenden Wälder.

Unsere Berge haben etwas Weiches und Mildes in ihrer Wesensart.

Und die Pflastererdörfer strahlen ein besonderes Geistesgepräge. In den Pflastererdörfern weht Aufklärungsluft.

Vom Rheinland, von Westfalen und von den deutschen Großstädten her bringen die Pflasterer die gute Idee allmenschlicher Gemeinsamkeit mit heim.

In den Pflastererdörfern des Hessenlandes ist neben der Schönheit einer herrlichen Natur auch der gute Sozialismus daheim.

Heimat! Wir lieben dich. — Und du liebst uns, Heimat!

Aber die geistesrückständigen Bauern unserer Heimat, die lieben wir nicht — und sie lieben auch uns nicht.

Ein schweres Ringen um die Macht.

In den Steinbrüchen unseres Hessenlandes steckt größter Reichtum. Basalt könnte Gold sein —

Wenn, ja! wenn die Ausbeutung der Brüche Gemeinwirtschaft wäre.

Aber die Steinindustrie liegt in Händen der flachstirnigen Kapitalisten.

Wir Arbeiter, die wir die Fremde bereisen müssen, wir erstreben die Sozialisierung unserer heimatlichen Basaltbrüche.

Und wir werden unser Ziel erreichen! Unser Wille ist hart wie der Wille des Steines.

Haben wir die Profitwirtschaft durch die Bedarfswirtschaft einmal abgelöst: dann werden die vielen hundert Pflasterer in ihren heßlichen Gebirgsdörfern Heimarbeit finden.

Das „Unterwegs-sein“ wird für uns nicht mehr drohendes Muß sein.

Und in den Großstädten und in den Industriegebieten werden die ortsansässigen jungen Leute wieder den Pflastererberuf erlernen können. Man wird unserer dort dann nicht mehr bedürfen.

Heimat! schönes Wort.

Heimat! nur der liebt dich wirklich — der den größten Teil des Jahres notgedrungen auf Reisen sein muß.

Wer sein Weib liebt, der möchte es nicht verlassen.

Daheim bleibt daheim!

Die Farbenlehre von C. v. Hef.

Von Prof. Dr. H. Erhard-Giefen.

Die wissenschaftliche Farbenlehre, vom Physiker und Physiologen Helmholtz begründet, vom Physiologen Hering in genialer Weise fortgesetzt, verdankt in den letzten beiden Jahrzehnten eine ungeahnte Erweiterung dem berühmten Augenarzt C. v. Hef. Seine ersten Arbeiten beschäftigten sich mit der praktischen Medizin des menschlichen Auges, aber schon hier tritt ein Zug, Fragen der Physik und Physiologie neben den klinisch-prakti-

sehen Gesichtspunkten zu erörtern, zutage. Die heßlichen Arbeiten über den Farbensinn des Menschen und der Tiere gehen dann von der grundlegenden Feststellung Hering's aus, daß die Farben für den Totalfarbenblinden etwa den gleichen relativen Helligkeitswert haben wie für das normale Auge in tiefer Dämmerung, in der die Farben nicht mehr als solche, sondern nur mehr als verschieden abgetöntes Grau gesehen werden. Mit anderen Worten: vom Spektrum Rot, Orange, Gelb, Gelbgrün, Grün, Grünblau, Blau, Violett, erscheint bei Tageslicht zwar am hellsten Gelb, dann folgt Gelbgrün und Orange, Grün, Rot, Blau, Violett; bei tiefer Dämmerung ist dies dagegen ganz anders, hier ist Gelbgrün das hellste Grau, dann folgt Gelb und Grün, dann Grünblau und Blau, dann Orange und endlich Rot. Eine tiefblaue Kornblume erscheint bei tiefer Dämmerung zum Beispiel viel heller als leuchtend roter Moh'n. Zeichnet man, wie dies Hering getan hat, eine Kurve, deren Gipfel die größte Helligkeit angibt, so ist dieser Gipfel beim Dämmerungssehen im Gelbgrün; am auffallendsten ist, daß hier Rot fast wie Schwarz erscheint. Ebenso verhalten sich die Helligkeiten der Farben für den Totalfarbenblinden im normalen Licht.

Prof. v. Hef untersuchte nun eine große Menge von Tieren, und fand, daß alle wirbellosen Tiere und die Fische sich Farben gegenüber wie der Totalfarbenblinde verhalten. Für ein Tier, das jemals die hellste Stelle eines Untersuchungsgefäßes aufsucht, ist Gelb nicht am hellsten, sondern Gelbgrün, Rot ist für dasselbe ganz unverhältnismäßig dunkel, viel dunkler wie Dunkelblau usw. Bekanntlich verengt sich die Pupille des Menschen um so mehr, je helleres Licht einfällt. Hef fand nun, daß die Pupille des äußerlich dem Menschenauge ähnlichen Tintenfischauges sich am meisten im Gelbgrün, am wenigsten im Rot verengt, da die erstere Farbe den größten, die letztere den geringsten Helligkeitswert für das Tintenfischauge hat. Ebenso reagiert das Auge des total farbenblinden Menschen.

Die Untersuchung des Menschen auf totale oder teilweise Farbenblindheit geschah bei Eisenbahnbeamten bisher so, daß man sie aufforderte, aus einer großen Anzahl farbiger Wollfäden Rot, Grün usw. auszusuchen. Der Lokomotivführer, welcher 1918 das Eisenbahnunglück in Dresden, bei dem 42 Menschen getötet wurden, verschuldet hatte, war fünfmal mit dieser Methode von Ärzten als farbenblind bezeichnet worden.

Hef hatte schon vorher einen Apparat gebaut, das „Pupillstop“, bei dem der Arzt durch ein Vergrößerungsglas das Auge des Patienten beobachtete, während abwechselnd farbiges und graues Licht in dessen Auge geworfen wird. Das graue Licht wird durch zwei verschiebbare Grauglasteile erzeugt, fällt das Licht durch die dünnen Enden, so ist es hellgrau, fällt es durch die dicken, so ist es dunkelgrau. Es wird nun eine Farbe, z. B. Grün genommen und so lange werden die Grauglaste verstellt, bis beim Wechseln von Grün und Grau keine Pupillenbewegung mehr stattfindet. Auf diese Weise vermittelt man genau den Helligkeitswert jeder Farbe für das Auge. Da die Helligkeitswerte der Farben für das Auge des Farbenblinden ganz andere sind wie für das normale Auge, so läßt sich auf diese Weise rein objektiv sofort Farbenblindheit feststellen. Hef hat denn auch in der Tat an dem betreffenden Lokomotivführer mit dem Pupillstop in wenigen Stunden Rot-Grün-Blindheit ermittelt. Da sich beginnende Rückenmarkslähmung zuerst durch träges Reagieren der Pupille kundgibt, so ist das Pupillstop auch für Frühdiagnose dieser Krankheit unentbehrlich. Heute fehlt der genial erdachte Apparat in keiner modernen Augenklinik der Welt.

Aus der Menge der heßlichen Untersuchungen über Licht und Farbensinn seien nur noch einige wenige herausgegriffen: Die Entdeckung, daß die Vögel blaublind sind, weil sie gelbe Körner in der Netzhaut besitzen, die genaue Feststellung, daß zahlreiche wirbellose Tiere infolge Fluoreszenz ihrer Augen das uns unsichtbare ultraviolette Licht sehen, genaue messende Untersuchungen über den Farbensinn der Tiere, welche zeigen, daß mehrere Tiere ohne Augen unter Umständen fast ebensogut Helligkeitsunterschiede wahrnehmen wie das menschliche Auge, merkwürdige Untersuchungen über die Akkommodation usw. Die Verdienste von Geheimrat v. Hef um die Förderung der wissenschaftlichen Farbenlehre haben denn auch ihre Anerkennung gefunden; ein internationales Preisgericht verlieh ihm kürzlich die alle zehn Jahre für die hervorragendsten Forschungen auf dem Gebiete der Opt'k zu verteilende Goldene Helmholz-Medaille, die bisher erst viermal verliehen wurde und alle viermal einem deutschen Gelehrten zuteil wurde.

Friedenskampf.

Von Werner Dreibrug.

Ueber die Grenzen unseres Lebens, dorthin, wo die Ewigkeit unseres Todes winterlich weiß liegt, in das Gefilde der Zukunft, in das Land der Kinder und Kindesinder schleudern wir die Fackeln der Vernunft, gießen wir die Gloriette der Freiheit, predigen wir den Geist und die Tat. Damit die Götzen von gestern zerbröckeln, damit die alte Glocke schweigt, damit zwischen Ufern aus Geseh und Granit die neue Uebereinkunft und die gleiche Freiheitsbeteiligung aller immer rausche und unabänderlich siegreich sei, senden wir in feierliche Ferne unseren Trommelruf.

Träumerisch aber auf unserem Antlitz tanzen die Sonnen der Gewißheit weit, leuchtet der Strahl eines Bäckelns lang über die Bitternisse und Berge hin, hinter denen die grenzenlose Erfüllung blüht: „Nie wieder Krieg!“

Vorausagen auf 1923

Januar.

Das Reichslabinett Cuno stellt den Ausgleich zwischen Republikanern und Monarchisten her, indem es den 27. Januar zum „Feiertag der Republik“ erhebt. Nichtfeiernde machen sich nach dem revidierten Gesetze zum Schutze der Republik strafbar. Unterrichtsminister Boelckh ordnet an, daß die Schüler der Unterrichtsanstalten „in geeigneter Weise“ auf die Bedeutung des Tages hinzuweisen sind. Der Unterricht fällt aus.

Februar.

Infolge wachsender Papiernot werden Zeitungen und Bücher auf geeignete Gebrauchsgegenstände gedruckt. Die Romane der Courths-Mahler erscheinen als Zuckertüten. Das „Berliner Tageblatt“ veranstaltet Ausgaben auf der Rückseite der neuen Fünfhundertmarkscheine. „Kreuzzeitung“ und „Deutsche Tageszeitung“ bevorzugen Toilettenpapier in Rollen als Erscheinungsform.

März.

Die Aborte der Münchener Bierkeller zeigen neuerdings Plakate: „Diese Räume dürfen zu Verschwörungen nicht benutzt werden. Zuwiderhandelnde sind hinauszuweisen.“

Auf eine sozialistische Anfrage erklärt der bayerische Innenminister Dr. Schweyer, daß er von den nationalsozialistischen Hitlerbanden keinerlei Gefahr fürchte, denn er, Schweyer, würde auch unter einer hitlerischen Faschistenregierung bayerischer Innenminister bleiben.

April.



Der Evangelist Matthäus wird von der 4. Strafkammer des Landgerichts II wegen Gotteslästerung zu 1000 (tausend) Mark Geldstrafe verurteilt, weil er in seinem Evangelium (Kap. 1 Vers 1-16) Christus als einen Judenstämmling darstellt. Die Beschlagnahme des Evangeliums Matthäi sowie die Vernichtung der Platten wird im Urteil ausgesprochen.

Mai.

Reichswehrminister Geßler stellt 1 (einen) Republikaner in die Reichswehr ein, die somit zu 0,001 Proz. aus Republikanern besteht. Der Dichter Otto Ernst geht infolge eines patriotischen Lobfuchtsanfalls in Stücke — aber nicht in seine eigenen!

Juni.

Die Gründung eines jüdischen Freistaates Palästina veranlaßt den „Hochschulring deutscher Art“ folgenden Antrag an den Völkerbund zu richten: Palästina möge den Juden wieder entzogen und kraft historischen Rechts dem jetzt in Deutschland ansässigen Stamm der akademischen Philister übergeben werden.

Herr Hergt, Vorsitzender der Deutschnationalen Partei, rüstet sich zur Erfüllung seines Wortes, daß er ins Volk gehen werde. Er numeriert bereits seine Knochen.

Juli.

Nach einer Bergtour im Allgäu erklärt Herr Stinnes, daß selbst er sich nunmehr von der Undurchführbarkeit des Zehnstundentages überzeugt habe.

Der soeben erscheinende 10. Band der Ludendorffschen „Erinnerungen“ bringt den verbüßenden Nachweis, daß die Weltgeschichte seit 1918 auf einem fundamentalen Irrtum beruht, da tatsächlich Ludendorff im November 1918 die Entente vernichtend besiegt hat. Die bisherige Entwicklung ist, da falsch, sofort abzustellen.

August.

Hermine Hohenzollern überrascht ihren Gatten mit Drillingen. Wilhelm erhält die frohe Kunde bei der Niederschrift eines neuen Rechtfertigungsbuches, während er gerade die Worte schreibt: „Mein Gott, ich habe es nicht gemollt!“

Die bayerischen Herrscherhäuser Wittelsbach und Hittler gehen durch Einheirat eine Familienallianz ein.

September.



Die Deutschvölkische Jugendwehr wird auf Vorschlag des Herrn Paul Bäcker, Chefredakteurs der „Deutschen Tageszeitung“, statt mit Gummitknüppeln mit Klittierspritzen bewaffnet. Ludendorff besichtigt den ersten Spritzenzug und verleiht dem Führer das Halentkrenz mit Blausäurefüllung.

Oktober.

Deutschland wird in den Völkerbund aufgenommen und erhält durch Antrag Mussolinis das ehrenvolle Mandat, für die gesamte Welt eine Meuchelmörderzentrale (Sitz München) zu unterhalten. Die Nationalpolen, die Faschisten sowie die „Erwachenden Ungarn“ belegen je zehn Freistellen. Die Leitung der Akademie wird der D. C. übertragen. Preisaufgabe für das erste Jahr: „Wie wird ein Schwein gefillet?“

November.

Der Rentner Ottomar Stippelohls ist bei der Lektüre von Wilhelm's Buch „Ereignisse und Gestalten“ eingeschlafen, hat dabei die Petroleumlampe umgestürzt und Brandwunden erlitten. Das Reichsgericht weist Stippelohls Schadenersatzklage gegen Wilhelm zurück, da jeder normale Mensch diesen Erfolg der Lektüre hätte voraussehen müssen.

Dezember.

Die Marktstabilisierung bricht aus. An der Börse schlägt man sich um die Fehen der Papiermarkscheine, deren einer mit 100 Dollar bezahlt wird. Gänse kosten 5 Pfennige, Perserteppiche sind Stück für Stück mit 1 Mark angeboten. Dollarbesitzer fertigen sich aus amerikanischen Noten Papierdrachen, um sie noch einmal steigen zu sehen. Ganz Amerika hofft sehnlich auf eine deutsche Anleihe.

Die Verteidiger im Harden-Prozess, Rechtsanwälte Schiff und Bloch, legen ihren Kindern ein reizendes, von ihnen erfundenes „Kinderspielzeug“ unter den Weihnachtsbaum: getreue Nachbildungen des von dem Attentäter Unterhagen benutzten Lotschlägers.

Für das Eintreffen sämtlicher Vorausagen garantiert:

Rich. von Bindeheden.